

Friedenswortes als Absage an die Aufstellung neuer Atomraketen. Zur bischöflichen Kommission, die die Endredaktion des Textes besorgte, gehörte außer Kardinal Willebrands und Bischof Ernst noch der Rotterdamer Weihbischof und Militärbischof *Ronald P. Baer*, der letztes Jahr in einem Beitrag für eine Nato-Zeitschrift ausdrücklich festgestellt hatte, es sei für praktizierende Christen legitim, die Position der Nato voll und ganz zu unterstützen, selbst hinsichtlich der

Stationierung von Kernwaffen in den Niederlanden.

Wie sich Regierung und Parlament der Niederlande entscheiden werden, wenn es um die Frage des konkreten Vollzugs der Nachrüstung geht, läßt sich noch nicht absehen. Innerhalb der Regierungskoalition aus Christdemokraten (CDA) und Liberalen (VVD) bestehen beträchtliche Spannungen, nicht zuletzt in den Reihen des CDA selber. Während die *Hervormde Kerk* als größte protestantische Kirche des

Landes sich schon vor Jahren eindeutig für eine nukleare Abrüstung der Niederlande ausgesprochen hat, bringen die katholischen Bischöfe jetzt eine allgemein gehaltene, in dem entscheidenden Punkt unklare Positionsbestimmung ein. Ob und wie dieses Friedenswort, das zunächst von den Parteien, von Pax Christi und vom IKV einhellig begrüßt wurde, den weiteren Meinungsbildungsprozeß beeinflussen kann, wird sich zeigen müssen. U.R.

Ein Lehrstück für die deutsche Kirche

Der Deutsche Katechetische Kongreß in Freiburg

Der Deutsche Katechetische Kongreß, der vom 23. bis 26. Mai in Freiburg stattfand, war ein *Novum* in der an Großveranstaltungen reichen kirchlichen Landschaft der Bundesrepublik. Das gilt nicht nur deshalb, weil die letzten Veranstaltungen mit dieser Bezeichnung in den zwanziger Jahren abgehalten wurden. Auch in den Absichten, die von den Veranstaltern mit dem Freiburger Treffen verbunden worden waren, in der Zusammensetzung der Teilnehmer wie im Ablauf des Kongresses kamen einige Akzente zum Vorschein, die für das kirchliche Leben hierzulande nicht einfach selbstverständlich sind. Unter dem Thema „Miteinander glauben lernen – in Familie, Gemeinde, Schule“ trafen sich etwa 2500 Pfarrer, Ordensschwester, Religionslehrer, Pastoral- und Gemeindefereferenten, Erzieherinnen, Verantwortliche in der Jugendarbeit, um drei Tage lang miteinander über den eigenen Glauben, über die Situation der Glaubensvermittlung und über die Möglichkeiten und Schwierigkeiten ihrer verschiedenen Aufgabengebiete zu sprechen.

Rückgriff auf das Elementare

An *offiziellen Vorgaben* für das schwierige Geschäft der Glaubensvermittlung fehlt es ebensowenig wie an theoretischen Modellen und an Materialien. Man denke nur an die einschlägigen Beschlüsse und Arbeitspapiere der Würzburger Synode, an das Päpstliche Schreiben „*Catechesi tradendae*“ (vgl. HK, Dezember 1979, 609–628) und an die nicht mehr zu überschauende Flut an Handreichungen, Modellen und Medien für Religionsunterricht, Sakramentenkatechese oder theologische Erwachsenenbildung. Daß es trotzdem um die Weitergabe des Glaubens im Spannungsfeld von überlieferten Glaubensinhalten und traditioneller religiöser Praxis, faktischem Verdunsten christlicher Überlieferung in der Gesellschaft und Suche nach neuen Wegen der Vermittlung nicht zum besten bestellt ist, dafür gab es in den letzten Jahren *etliche Indizien*: die Diskussion über Sinn und Ausrichtung des

schulischen Religionsunterrichts (vgl. HK, März 1981, 120–122), die Auseinandersetzungen um die Möglichkeiten kirchlicher Jugendarbeit bei der Hinführung von Kindern und Jugendlichen zum Glauben oder auch Unsicherheiten bezüglich des Nutzens theologischer Erwachsenenbildung.

Von Anfang an (der Beschluß, einen Katechetischen Kongreß durchzuführen, wurde von der Vertreterversammlung des Deutschen Katecheten-Vereins im Frühjahr 1981 gefaßt; als weitere Träger traten dann die Bundeskonferenz der Katholischen Religionslehrerverbände, der Deutsche Caritas-Verband und das Pädagogisch-Katechetische Seminar der Universität Freiburg dazu) sollte der geplante Kongreß nicht primär dazu dienen, neue methodische oder didaktische Konzepte für Religionsunterricht oder Gemeindekatechese zu diskutieren. Schon in den ersten Überlegungen zu Anlage und Zielen des Treffens tauchten dagegen Stichworte auf wie: der Kongreß solle bei den Teilnehmern Freude wecken und Einheit stiften, er solle alle in der katechetischen Arbeit tätigen Gruppen zusammenführen, er solle induktiv, von den Erfahrungen der Teilnehmer ausgehen, das Glaubensgespräch solle im Mittelpunkt stehen.

Darin macht sich zweifellos eine *Akzentverschiebung* bemerkbar, die nicht nur die katechetische Arbeit betrifft, sich dort aber besonders stark auswirkt: Der Schwerpunkt rückt von den vielen inhaltlichen und methodischen Einzelfragen und von den Einzelbereichen auf die Grundfrage, was überhaupt Glauben bedeutet und wie er gelebt und weitergegeben werden kann. Damit geht auch eine größere Aufmerksamkeit für die konkrete Glaubenserfahrung und das Zeugnis jedes einzelnen Christen einher. Dieser *Rückgriff auf das Elementare*, der dem Kongreß nicht nur von der Vorbereitung her vorgegeben war, sondern ihn auch weitgehend prägte, verdankt sich offenbar vor allem der Sorge, das bloße Weitergehen in den gewohnten Bahnen einschließlich der damit verbundenen Streitereien könne den Blick für die faktische Situation

von Glauben und Glaubensvermittlung verdecken und die Aufmerksamkeit zu sehr auf Nebenkriegsschauplätze lenken.

Symptomatisch für die Ausrichtung des Katechetischen Kongresses war schon die Eröffnungsveranstaltung. Der Bonner Religionspädagoge *Gottfried Bitter* versicherte in seiner Einführung, nach Freiburg seien keine Experten eingeladen worden (was allerdings nicht ganz stimmte; in den Fachgruppen kamen die Experten durchaus zu Wort), vielmehr gelte: „Wir sind uns selber Referenten und Hörer zugleich.“ Es brauche gegenwärtig vor allem Zeugen für den Lebenswert „Christlich Glauben“; Freiburg solle ein „Grundkurs des Zeugnis-Gebens“ werden: „Wo so das eigene und das fremde Leben nach-denkend aus dem Blickwinkel des Glaubens begriffen wird, da geschieht glaubendes Entdecken und Deuten, da findet ein vielfach verstummter Glaube seine neue Sprache.“ Bitter beklagte in diesem Zusammenhang, daß der Glaube zu sehr als vorgefundener und weitergereicher betrachtet werde; demgegenüber fehle es an einer „Hermeneutik unserer Glaubenspraxis“.

Sekundiert wurden Bitters Vorgaben von sechs kurzen Statements aus verschiedenen katechetischen Tätigkeitsbereichen. So berichtete eine Kindergärtnerin über ihre religionspädagogische Arbeit, ein Pfarrer erzählte von ermutigenden und enttäuschenden Erfahrungen bei dem Versuch, Gemeinde über religiöse Bedürfnisbefriedigung hinaus zur Weggemeinschaft zu machen, und ein Religionslehrer sprach von den Schwierigkeiten, die er mit seiner Gemeinde habe, ein Hauptamtlicher der kirchlichen Jugendarbeit beklagte, wie schwer es ihm falle, aus seiner Funktionärshaltung herauszutreten und sich als Person einzubringen.

Glaubensgespräch im Mittelpunkt

Gelegenheit, ihre eigene Glaubensbiographie und ihre Erfahrungen auf dem Feld der Glaubensvermittlung in Familie, Gemeinde und Schule einzubringen, hatten die Teilnehmer (die größte Gruppe stellten die Religionslehrer) vor allem in den Gesprächsgruppen, an denen sich fast alle auch beteiligten. Vorgegeben waren nur die beiden Grundthemen: „Wie bin ich zum Glauben gekommen?“ und „Wie geben wir unseren Glauben weiter?“. Der Bezug auf das Pfingstwunder, den sowohl der Freiburger Weihbischof *Paul Wehrle* in seiner Predigt beim Eröffnungsgottesdienst wie Bitter in seinem Referat herstellte, um die Erwartungen an den Kongreß zu beschreiben, konnte überschwinglich anmuten: Immerhin gelang es aber in den kleinen Gesprächsgruppen (es waren insgesamt etwa 130), daß sich die Teilnehmer, die jeweils verschiedenen Berufsgruppen und Altersstufen angehörten, mit Ehrlichkeit und Intensität über Glaubenswege und -schwierigkeiten austauschten. Der Münsteraner Pastoraltheologe *Adolf Exeler* sprach in seinem resümierenden Schlußwort von einer *erstaunlichen Gesprächskultur* und von einer Offenheit ohne peinliche Indiskretion. Offenbar besteht in Sachen Glaubensgespräch ein be-

trächtlicher Nachholbedarf. Man hörte Stimmen von Pfarrern, die meinten, auf den regelmäßigen Treffen im Dekanat werde über alles gesprochen, nur nicht über Glaubensprobleme. Den offen eingestandenen Verlegenheiten kirchlicher „Profis“ beim persönlichen Sprechen über den Glauben standen teilweise beeindruckende Zeugnisse etwa von Hausfrauen gegenüber, die ihre Glaubenserfahrungen nachdrücklich zu artikulieren wußten.

Wie nicht anders zu erwarten war, kam *thematisch* in den Gesprächen sehr vieles zusammen: Über wichtige Anstöße und Krisen in der eigenen Glaubensbiographie wurde ebenso gesprochen wie über Schwierigkeiten mit dem Verständnis und Nachvollzug einzelner Glaubensinhalte. Es war die Rede von Problemen mit der Rolle als Religionslehrer, Erzieherin oder Katechetin, Klagen wurden laut über Desinteresse und Unlust bei Schülern im Blick auf religiöse Fragen, man übte Kritik an kirchenamtlichen Äußerungen und an der mangelnden Sensibilität mancher Verantwortlicher in der Kirche gegenüber der faktischen Situation von Glauben und Glaubensvermittlung. Ermutigende Erfahrungen in der persönlichen Auseinandersetzung mit dem Glauben und auf dem jeweiligen Tätigkeitsfeld standen neben dem Eingeständnis von Enttäuschungen.

Versucht man, aus den vielen Facetten, die in den Gesprächsgruppen sichtbar wurden, ein Gesamtbild zu gewinnen, dann könnte es etwa so aussehen: Die *Grundstimmung* war weder von Euphorie im Blick auf die Lage von Glaube und Kirche geprägt noch von Resignation; es war eher eine Mischung aus Zuversicht, die durch das Erlebnis des ehrlichen Gesprächs über Glaubenswege bestärkt wurde, und viel Unsicherheit.

Exeler stellte bei der Schlußveranstaltung fest, es sei für den Kongreß bedeutsam gewesen, daß der enge Zusammenhang zwischen einer sachlichen Aufgabe und der jeweiligen persönlichen Erfahrung nie aus dem Blick habe verschwinden können. Allerdings trat teilweise das Gespräch etwa zwischen Lehrern, Pfarrern und gemeindekatechetisch Tätigen über die unterschiedlichen Bedingungen und Probleme ihrer Arbeitsbereiche gegenüber dem Zeugnishaften zurück. Das Treffen in Freiburg diente dennoch nicht nur dem Austausch von Glaubenserfahrungen, sondern man beschäftigte sich ausdrücklich auch mit Fragen aus den einzelnen Bereichen der Glaubensvermittlung, etwa mit dem Religionsunterricht in den verschiedenen Schulstufen und -typen. Die *gefragtesten Fachgruppen* waren diejenigen, die sich mit der religiösen Erziehung im Kindergarten, mit Eucharistie-, Buß- und Firmkatechese und mit dem Glaubensgespräch mit Erwachsenen beschäftigten. Im übrigen wurde auch bei den meisten Fachgruppen versucht, die einzelnen Teilnehmer so weit wie möglich ins Gespräch einzubeziehen.

Auch wenn der Ertrag der einzelnen Fachgruppen unterschiedlich ausfiel, so wurde doch aus vielen Beiträgen deutlich, daß es in der Kirche des deutschsprachigen Raums sowohl auf den „klassischen“ Feldern der Glaubensvermittlung (Religionsunterricht, Sakramentenkate-

chese) wie in noch weniger begangenen Bezirken durchaus *verbeißungsvolle Ansätze* und Versuche gibt, an denen weitergearbeitet werden könnte. Gleichzeitig war in den Fachgruppen verschiedentlich zu spüren, daß das Bewußtsein dafür, wie sehr es Glaubensvermittlung heute mit einer nachchristlichen Gesellschaft zu tun hat, in der Glaube längst nicht mehr selbstverständlich tradiert wird, gewachsen ist. In seinem Eröffnungsreferat hatte Gottfried Bitter in dieser Richtung schon vorgearbeitet: „Es ist unsere alltägliche Erfahrung: das Leben aus den Traditionen des Christlichen hat längst seine gesellschaftliche Bekräftigung und seine öffentliche Plausibilität verloren, Christ-Sein, Christ-Werden ist zu einer privaten Beliebbarkeit geschrumpft: in seiner ständig wachsenden Dechristianisierung.“

Einem Bedürfnis entsprochen

Hat der Katechetische Kongreß Impulse vermittelt, hat er ein Zeichen gesetzt, wie es mit der Glaubensvermittlung auf dem Hintergrund der wachsenden Dechristianisierung weitergehen kann? Offensichtlich hat das Freiburger Treffen, so war es überall zu hören, viele Teilnehmer ermutigt und neue Anstöße für ihre Arbeit gegeben. Ob das Gespräch zwischen den Vertretern der verschiedenen katechetischen Lernorte, auf das es den Veranstaltern des Kongresses nicht zuletzt ankam, zu einem intensiveren und bewußteren Miteinander von Lehrern, Seelsorgern und Eltern bei der Glaubensvermittlung beiträgt, läßt sich nicht absehen. Immerhin ist zu bedenken, daß, wie Adolf Exeler anmerkte, die Teilnehmerschaft des Kongresses nicht typisch für die Gesamtheit derjenigen gewesen sei, die an der Glaubensvermittlung in der Bundesrepublik beteiligt seien: „Wir haben es vielmehr mit einer hochmotivierten Auswahl zu tun.“

Jedenfalls haben die durchweg *positiven Reaktionen* von Teilnehmern, Verantwortlichen und in den Medien gezeigt, daß dieser Kongreß einem *Bedürfnis* entsprach. Das Wagnis eines solchen im deutschen Katholizismus bisher einmaligen Experiments, das im übrigen ohne kirchliche oder öffentliche Zuschüsse auskam, und bei dem alle Mitwirkenden auf Honorare verzichteten, hat sich gelohnt. Auf die *Grenzen* dessen, was der Kongreß leisten konnte und auch leisten wollte, wies Exeler bei seinem Resümee ausdrücklich hin: Über die soziale und politische Dimension des Glaubens sei kaum gesprochen worden; der ökumenische Aspekt fand so gut wie keine Beachtung, obwohl der Austausch mit Erfahrungen der evangelischen Kirchen bei der Weitergabe des Glaubens sicher interessant gewesen wäre.

Die Konzentration auf das Gespräch über persönliche Glaubenswege und der Bezug auf die konkrete Erfahrung, die für den Kongreß weithin charakteristisch waren, ohne daß dabei ein Kult mit dem Zeugnis getrieben worden wäre, waren sinnvoll. Gerade um der schwierigen Aufgabe der Glaubensvermittlung willen dürfen aber *andere gewichtige Faktoren* nicht aus dem Blick geraten. So

brauchen Erfahrungsaustausch und Glaubenszeugnis die Ergänzung durch die möglichst sorgfältige *Analyse* der gegenwärtigen Glaubenssituation in ihren vielen gesellschaftlichen und geistigen Schattierungen, da sonst das Engagement leicht ins Leere stößt, weil strukturelle Veränderungen oder kulturelle Tendenzen nicht genügend zur Kenntnis genommen werden.

Auf ein zweites Problem wies Exeler bei der Schlußveranstaltung ausdrücklich hin, als er von der *Spannung* zwischen der Betonung des gelebten Christseins auf der einen und des unverkürzten Glaubens der Kirche auf der anderen Seite sprach. Er nahm für den Kongreß in Anspruch, einen Weg zwischen den Extremen eingeschlagen zu haben, und bezeichnete ihn als „Ausdruck des Glaubens, der wahrhaft kirchlich sein will, aber gerade wegen seines Bezugs zur Gemeinschaft der Kirche gespeist ist von lebendiger Erfahrung und offen auf weitere Entwicklung hin“. Es wäre jedenfalls viel gewonnen, wenn die Anstöße des Kongresses zur Überwindung verkürzender Positionen auf allen Seiten und zum sachlichen Gespräch über die Bedeutung der Glaubensinhalte und der Dogmen der Kirche für die Weitergabe des Glaubens beitragen könnten. Schließlich bleibt die Frage, ob und wie sich die *Weichenstellungen*, die beim Katechetischen Kongreß sichtbar wurden, in den verschiedenen Bereichen und Strukturen der Glaubensvermittlung niederschlagen werden. Der Kongreß war eine *Aufforderung an die Gemeinden*, es nicht bei isolierten katechetischen Unternehmungen zu belassen, sondern sich darüber hinaus um die eigene Verlebendigung zu bemühen. Im übrigen wurde in Freiburg auch die Frage aufgeworfen, ob es nicht in Zukunft im Raum zwischen Familie und Gemeinde neue Orte der Glaubensvermittlung bräuchte, also etwa Gruppen oder Gemeinschaften. Eine Herausforderung stellt der Kongreß nicht zuletzt auch für die besonders zahlreich vertretenen Religionslehrer dar: Wie kann, so heißt die wichtigste Frage, die *katechetische Dimension des Religionsunterrichts* deutlicher akzentuiert werden, ohne daß an ihn Maßstäbe angelegt werden, die er unter seinen spezifischen Bedingungen nicht erfüllen kann und soll? In ähnlicher Weise gilt diese Fragestellung natürlich auch für die kirchliche Jugendarbeit.

Gemeinsamkeit und Konzentration

Unbeschadet seiner Grenzen war der Katechetische Kongreß ein *Lehrstück* für die deutsche Kirche. Er hat vor allem gezeigt, daß eine Erneuerung der Glaubensvermittlung nur möglich ist, wenn sie als ein Prozeß verstanden wird, in dem die Erfahrungen und die spezifische Kompetenz jedes einzelnen Christen ihren Ort haben, der auf die religiöse Sprach- und Kommunikationsfähigkeit möglichst vieler Gläubiger angewiesen ist. Es käme also darauf an, den traditionellen Topos vom „*Glaubenssinn des Gottesvolkes*“ neu zu entdecken. In Freiburg ist sichtbar geworden, daß es unter haupt- und nebenamtlichen Mitarbeitern auf den verschiedenen Feldern der Glaubensvermittlung ein beträchtliches Potential an Männern und

Frauen gibt, die bereit sind, sich voll zu engagieren und ihre Erfahrungen aus der Praxis einzubringen. Gerade deshalb wäre es gut gewesen, wenn sich mehr Bischöfe die Zeit genommen hätten, beim Kongreß dabeizusein und sich auf das Gespräch einzulassen. Immerhin bekräftigte der Rottenburger Weihbischof *Franz-Josef Kubnle* in einem geistlichen Wort bei der Schlußveranstaltung, die Bischöfe müßten hören lernen, und rief den Teilnehmern des Kongresses zu, sie sollten den Bischöfen „Sprachunterricht“ geben.

Daß eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, gilt auch

für ein solches Treffen. Schließlich war es auch nicht seine Aufgabe, ein umfassendes neues Aktionsprogramm für die Glaubensvermittlung in der Bundesrepublik zu entwerfen. Der Freiburger Kongreß hat aber zweifellos dazu beigetragen, die Herausforderungen ins Bewußtsein zu heben, vor denen die Bemühungen um Weitergabe des Glaubens stehen, und er hat deutlich gemacht, daß es weniger auf möglichst perfekte Formen und Methoden als auf die Konzentration auf die Grundgestalt des Glaubens und auf den persönlichen, gemeinsamen Einsatz ankommt.

Ulrich Rub

Um den Glauben steht es besser als um die Religionsfreiheit

Zu einem Osteuropa-Symposion in Wien

Das Thema „Religionsfreiheit, Menschenrechte, Entspannung“ konnte für ein zweitägiges Symposion bestenfalls eine Überforderung sein. Selbst wenn die Fragestellung auf das kommunistisch regierte Osteuropa beschränkt blieb (China und der ganze ostasiatische Raum wurden ausgeklammert), ließ sich kaum vermuten, daß über die Religionsfreiheit und deren Unterdrückung hinaus allgemein Aufschluß über den Stand der Menschenrechte – und sei es auch nur in dem sowjetisch geführten Teil der Welt gegeben werden könnte. Und der Zusammenhang von Menschenrechts- und Entspannungspolitik wird in letzter Zeit ohnehin wieder meist übergangen, weil eine wirklich konsequent auf den Menschenrechten aufbauende Politik nicht nur die westliche Führungsmacht in Verlegenheit brächte, sondern im Verhältnis zum Osten jede Politik der Entspannung über Nacht unmöglich machen könnte. Der gerade aus dem Amt scheidende österreichische Bundeskanzler *Bruno Kreisky*, der sich in besonderer Weise des letzteren Punktes anzunehmen hatte, eröffnete seine Ausführungen nicht zufällig mit der nicht einmal zynisch gemeinten Feststellung: er glaube nicht, daß es diesbezüglich im Augenblick eine Entwicklung gebe, die ein Referat über Menschenrechte und Entspannung rechtfertigte.

Eine gedankliche Dynamik von Seltenheitswert

Die Erwartungen in das von der Osteuropa-Abteilung des ORF unter persönlichem Engagement des Generalintendanten *Gerd Bacher* am 18./19. Mai im Wiener Fernsehzentrum des Österreichischen Rundfunks für Vertreter des gehobenen Journalismus organisierte Symposion waren auch deswegen nicht sonderlich hochgeschraubt, weil das Programm wie ein schlecht konstruierter Tagungszwitzer aussah: hier die „Länderberichterstatter“ aus den diversen auf Ost- und Südosteuropa spezialisierten Institute (Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien in Köln; Südostinstitut, München; Keston

College, London) mit ihren ausholenden Referaten, dort die Politiker mit ihren auf die internationale Politik, speziell auf die Ost-West-Spannung bezogenen Statements, zwischen denen ein produktiver Zusammenhang nur schwer herzustellen sein würde. Die Gesamtkonstruktion der Tagung wäre vielleicht problemlos gewesen, hätte man Referate und Diskussionen, wie es der Untertitel des Tagungsprogramms „Ost- und Südosteuropa seit der Konferenz von Helsinki“ vorsah, konsequent auf die Zeit nach der KSZE-Konferenz (1974) beschränkt. Der Frage nachzugehen, wie Menschenrechtspolitik und Entspannung gerade in dieser Zeit aufeinander gewirkt haben, wäre trotz des erwarteten Minimalertrags nicht ohne Faszination gewesen. Doch die meisten Länderberichterstatter begannen ab ovo in der unmittelbaren Nachkriegszeit oder im Falle der Sowjetunion gar bei 1917. Da jedoch der wohl als Gegenpart zu Kreisky vorgesehene ehemalige englische Premierminister *Edward Heath* – wie es hieß des englischen Wahlkampfes wegen, Verehrung für Margaret Thatcher konnte es nicht sein – fernblieb, spielte Bruno Kreisky die Rolle des Weltpolitikers allein, und das brachte trotz Kreiskys einnehmender Rhetorik und grandios-widersprüchlicher Argumentation von selbst eine *Schwerpunktverlagerung* allein auf das Stichwort Religionsfreiheit oder genauer auf die Lage der Religionsgemeinschaften, ganz überwiegend der christlichen, innerhalb des Sowjetblocks.

Von hier aus immer wieder auch ausgreifend auf die Menschenrechtsproblematik insgesamt, entwickelte das Symposion freilich eine *Dynamik*, wie sie vergleichbare Veranstaltungen sonst selten zustande bringen.

Bereits die beiden Einleitungsreferate des Wiener Erzbischofs, *Franz Kardinal König*, und des in München im Exil lebenden, russischen Professors für mathematische Logik, *Alexander Sinowjew*, machten die Sache spannend. Der Kardinal, Mitstreiter des Symposions, und der Exilrusse widersprachen sich zwar nicht direkt, entwickelten aber im Blick auf die Stabilität und Wandelbarkeit des Sowjetsystems und der Einschätzung der Kirchen dort so